

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 51

Artikel: Die Kriegswäschereien
Autor: Heierle, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645412>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allmählich lichtet sich die Queue. Der Unteroffizier winkt; ich habe die Ehre, in den Stationsraum Elten einzutreten zu dürfen.

Durch Abschränkung mit Bänken und Latten ist aus dem mäßig großen Raum ein langer, mehrfach gewundener Doppelgang entstanden, in dem die Reisenden der Reihe nach von neun oder zehn Unteroffizieren, Offizieren und Soldaten in näheren Augenschein genommen werden. Zunächst kommt das Gepäck an die Reihe. In Friedenszeiten pflegte der Zollbeamte zu fragen: „Nichts zu verzollen?“, und wenn es hochging, so wühlte er ein klein wenig in der Ledertasche herum, befühlte sich allenfalls den Boden derselben und ließ es dann gut sein. Jetzt aber heißt es auspacken! Der Mann vor uns räumt kurzerhand Hemden, Kragen, Manschetten, Unterzeug auf die schmutzige Bank heraus, auf der soeben noch ein ostelbischer Auswanderer all seinen Kram aus einem Tuch von bedenklicher Farbe hervorgeholt hatte.

„Aber ich bitte Sie, schonen Sie doch meine Wäsche!“

„Nichts zu bitten. Haben gemessenen Befehl!“

„Meine Wäsche zu beschmutzen?“

Der Mann schaut mich prüfend an — — —

„Ihre Sachen genau nachzusehen!“

Meine Reisehandbücher, die Reiselektüre, einige Zeitungen aus Deutschland, sowie die Drucksachen und Akten, die meinem Reisezweck dienten, werden von dem Beamten aufgestapelt und einem andern Beamten hinübergereicht.

„Sind die zollpflichtig?“

„Nein, aber sie dürfen nicht über die Grenze.“

„Aber ich bitte Sie: Deutsche Zeitungen! Die „Voss'sche“ und die „Kölnische“ und die „Jugend“. Und meine Reisehandbücher! Die kann ich doch nicht hier lassen! Und erst die Akten! Ohne die Akten kann ich doch an der Sitzung nicht referieren!“

Mit einer unerhörten Geringschätzung gegen all diese vorgebrachten Selbstverständlichkeiten suchte der Mann die Achseln.

„Wir haben gemessenen Befehl! Wenden Sie sich da drüben an den Herrn Beamten!“

Aha! — denk ich mir, der wird dir alle diese für die Sicherheit des deutschen Reiches gänzlich harmlos und belanglos, für mich aber außerordentlich wichtigen Säckchen zurückerstatten. Und wenn er allenfalls die verschiedenen offiziellen und sonstigen Zeitungen beanstanden sollte, na ja!

Ich werde vor einen Offizier hingeshoben, der meinen Paß aufs minutiöseste revidiert. Photographie mit zwei Stempeln? Stimmt. Persönliche Unterschrift? — „Bitte, schreiben Sie hier Ihren Namen!“ — Scheint auch zu stimmen. — Personalien, Reiseziel, diverse Unterschriften und Stempel der Polizeidirektion, des Polizeikommandos, des Platzkommandos, der Konsulate: alles da. Im Signalement ist über Alter, Größe, Haare, Augen, Nase, Mund, Rinn, Gesicht und besondere Merkzeichen des Paßinhabers einläßliche Auskunft gegeben. Die absolute Echtheit der Photographie und der Unterschrift ist ebenfalls besonders bezeugt. Zwei Konsuln haben die Reise mit Stempel und Unterschrift für Fr. 8.75 gestattet.

Der Offizier scheint nichts einwenden zu können und übergibt den Paß stillschweigend einigen kontrollierenden Soldaten. Hier werde ich über Alter, Herkunft, Stand,

Ziel und namentlich über den Zweck der Reise eingehend examiniert. — „Lehrer? — Sie führen ja den Dokortitel? Wie kann das stimmen? — „Schreiben Sie meinetwegen: Oberlehrer!“ — „Ach so!“

Der Mann nicht befriedigt. Es ist ihm gelungen, eine Inkorrektheit aufzudecken. Eine Inkorrektheit ist immer auch eine nicht zu dulden Ungehörigkeit, zumal in Kriegszeiten. Ich werde mich also künftig hüten müssen, mich als „Lehrer“ auszugeben.

Nachdem das Examen drei Instanzen passiert hat, werde ich zu dem Beamten hingeshoben, der vorhin meine Bücher und Akten in Empfang genommen hat. Aber statt mir diese zurückzugeben, interessiert sich der Mann für mein Portefeuille und bittet mich, meine sämtlichen Taschen zu entleeren. Es fehlte wirklich nichts, als daß er dazu noch „Hände hoch!“ befohlen hätte, um mich in die Zeiten zurückzuversetzen, wo ich Rinaldo Rinaldini gelesen habe. Jedes kleinste Fetzchen Papier, ob beschrieben oder nicht, jede Visitenkarte, ob eigene oder fremde, wird beschlagnahmt.

„Aber ich bitte Sie, diese Papiere sind für den Zweck meiner Reise ganz unerläßlich!“

„Sie können sie nachsenden lassen.“

„Gott sei dank! Wann werde ich sie aber erhalten?“

„In fünf bis sechs Tagen, aber ohne Gewähr!“

„Um Gotteswillen! Ich muß ja in drei Tagen zurückkehren.“

„Dann können Sie sie hier wieder abholen — wenn sie nicht beanstandet werden.“

Ich war glücklich, die Akten unterwegs mehrfach nachgesehen zu haben. Das Wesentlichste glaubte ich für den Notfall im Gedächtnis zu haben. Hier hörte doch jede Beschlagnahme auf.

„Aber das Kursbuch und die Reisehandbücher werden Sie doch mitzunehmen gestatten?“

„Bleibt alles hier! Den Griechen „Nordwestdeutschland“ können Sie überhaupt nicht mehr zurückbekommen, bevor der Krieg zu Ende ist. Sie können ihn allenfalls an eine Ihnen bekannte Person in Deutschland senden.“

„Aber das holländische Reisebuch, der holländische Sprachführer?“

„Bleiben hier!“

„Zum Donnerwetter! Das ist ja der reine — — —“

Mein Freund und Reisebegleiter stieß mich in die Seite. Er lachte übers ganze Gesicht. Selbst seine Ellbogen lachten mit. „Schaff Dir keine Unannehmlichkeiten!“ raunte er mir ins Ohr. Dann zeigte er mir mit einem ungeheuren Vergnügen eine Zündholzschachtel, auf der er die schweizerische Firma hatte austragen müssen, um sie überhaupt nach Holland hinüber retten zu können. Aber er gab mir gleichzeitig einen doppelten Rippenstoß, damit ich nicht herausplatze.

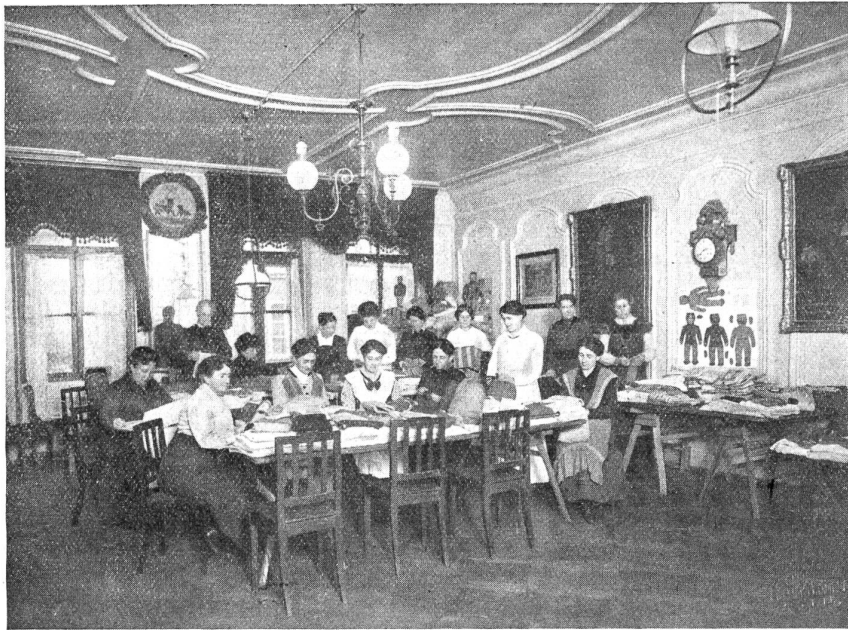
Zu guter Letzt kam wahrhaftig auch das „Hände hoch!“ noch an die Reihe, genau wie im Kinematograph und bei Rinaldo Rinaldini. Ein baumlangener Unteroffizier fuhr mir unter den Rock, befühlte den Leib, durchsuchte alle Taschen. Es war nichts zu finden, und ich bekam den Laufpaß.

Dem holländischen Kondukteur, der mir gleich darauf mit einem freundlichen, viel sagenden Lächeln meine Fahrkarte kupierte, wäre ich beinahe um den Hals gefallen, so stark waren in der letzten halben Stunde meine Sympathien für dieses wackere neutrale Völklein gestiegen. (Schluß folgt.)

Die Kriegswäschereien.

Die Kriegswäscherei Bern erledigt jede Woche zirka 600 Säcklein, die durchschnittlich 6 Stück Wäsche enthalten. Wenn die Säcklein rechtzeitig, d. h. Samstag eintreffen, so erfolgt die Rücksendung in 5 Tagen, also am folgenden Donnerstag. Außer den sehr zahlreichen Ersatzstücken werden je nach dem Stand der Finanzen — früher öfter als

jetzt — hie und da ein „Landjäger“, eine Tafel Schokolade, ein Päcklein Stumpfen, ein Stück Seife, gute Lektüre und dergleichen willkommene Sachen in das Säcklein gelegt, um den armen „Verlassenen“ auch in dieser Hinsicht die sorgende Mutter zu ersetzen. Besonders freigebig war die Kriegswäscherei letzte Weihnacht, wo jeder „Runde“ nebst



Aus der Kriegswäscherei in Bern.

der Wäsche noch sein „Weihnachtspaket“ erhielt. Auch das Osterfest bot den waderen Helferinnen der Kriegswäscherei willkommene Gelegenheit, allen ihren Schützlingen ein fröhliches Grüßchen beizufügen.

Trotz den zahlreichen freiwilligen Arbeitskräften verursacht der Betrieb doch ganz wesentliche Unkosten. So wurden beispielsweise in der Zeit vom 1. November 1914 bis 31. Oktober 1915, also in 12 Monaten, für die Anschaffung von Ersatzstücken Fr. 9658.—, für das Waschen Fr. 6272.—, an Löhnen für Heimarbeit und für die bezahlten Angestellten Fr. 4715.— usw. ausgegeben. Die Auslagen für ein Wäschefäßlein ohne Ersatzstücke belaufen sich durchschnittlich auf 80 Cts., mit Ersatzstücken auf Fr. 1.50.

Wie bei anderen ähnlichen Unternehmungen hängt das Bestehen der Kriegswäscherei von den freiwilligen Beiträgen warmherziger Mitmenschen ab. Der mit der Propaganda betraute Sekretär konnte daher seine Tätigkeit nicht auf die Aufklärungsarbeit unter den Soldaten allein beschränken, sondern er mußte in gleichem Maße durch die Tagespresse alle Freunde einer wahrhaft guten Sache zur Unterstützung des schönen Werkes einladen. In diesem Bestreben wurde er in sehr lebenswürdiger Weise von einigen bekannten Schriftstellerinnen und Journalisten kräftig unterstützt. Auch die Redaktionen der Schweizer Presse aller Sprachgebiete zeigten in verdankenswerter Weise weitgehendes Entgegenkommen. Der Erfolg blieb denn auch nicht aus. Von allen Seiten, von Schweizern im In- und Ausland, selbst aus Kinder- und Schülerkreisen kamen Gaben in Geld und Natura, oft von teilnahmevollen oder begeisterten Worten für die gute Sache begleitet. Industrielle sandten ganze Ballen bester Hemdenstoffe, Frauenvereine lieferten Risten voll selbstverfertigter Hosen und Leibchen, manch altes Mütterchen strickte für die Kriegswäscherei Socken und Pulswärmer. Fünfer-, Zwanziger- und selbst Hunderternote flogen auf den Tisch des Kassiers. Jeder neue Aufruf in der Presse gewann der Sache neue Freunde, öffnete neue Herzen und Geldbeutel. Im ganzen sind der Kriegswäscherei Bern bis jetzt über 20,000 Fr. zugeflossen, fürwahr ein schöner Beweis werktätiger Nächstenliebe!

Der große Nutzen der Kriegswäschereien wird wohl von niemand bezweifelt werden. Trotzdem möchte ich auf einige Punkte noch speziell hinweisen. Wie heutzutage auch das einfachste Menschenkind weiß — oder wissen sollte —, trägt die Reinlichkeit und also auch das öftere Wechseln der Leibwäsche viel zum Wohlbefinden und zu der Erhaltung

der Gesundheit bei. In ganz besonderem Maße trifft letzteres bei den Soldaten zu, die nach langen anstrengenden Marschen auf staubiger Landstraße oder bei strömendem Regen die Wohlthat frischer Wäsche doppelt angenehm empfinden. Nicht jeder von ihnen hat das Glück, eine sorgende Mutter, eine fleißige Frau oder eine hilfreiche Schwester zu besitzen, die seine Unterkleider waschen und wieder instand setzen. Mancher befand sich daher in bitterer Verlegenheit, als die wenigen Sachen, die er auf dem Leibe trug, vom harten Gebrauch zerrissen waren. Wie oft werden diese Alleinstehenden diejenigen beneidet haben, denen ihr Mütterchen regelmäßig das Säcklein mit reiner und geflüßter Wäsche und wohl gar noch mit einer umfangreichen Bauernwurst zustellte. Besonders hart traf das Geschick auch die Auslandsschweizer, die auf den Ruf des Vaterlandes von den fernsten Gegenden der Erde herbeigeilt waren. Nur das Allernotwendigste hatten sie mit und gar bald machte sich bei ihnen der Mangel an Ersatzstücken und noch mehr an passender Gelegenheit, das Vorhandene waschen und flüßen zu lassen fühlbar.

Da kam die Kunde von den Kriegswäschereien, die sich den bedürftigen Soldaten zur Verfügung stellen. Doch niemand wollte zu den Bedürftigen zählen und so lange wie möglich sträubte sich mancher der Soldaten, von dem Anerbieten Gebrauch zu machen. Doch nach und nach und besonders dann, als der Winter Einzug gehalten und die Grenzbefehung sich immer mehr hinzog, lernten die Soldaten den Wert der neuen Institution schätzen. Die Zahl der Wehrmänner, welche ihre Päcklein und Säcklein vertrauensvoll an die Kriegswäschereien sandten, nahm immer zu. Heute bilden die Kriegswäschereien einen absolut notwendigen — wenn auch nicht offiziellen — Bestandteil der Armee. Der Soldat ohne Angehörige, der Schweizer, der seine Familie in der Fremde zurückgelassen, der bedauernswerte Mann, dessen Frau oder Mutter zu Hause krank darniederliegt, der arme Bursche, der mit dem kargen Sold noch zum Unterhalt der Seinigen beizutragen hat, sie alle schätzen sich glücklich, jemand gefunden zu haben, der ihnen die Leibwäsche in Ordnung hält und ihnen das herbe Gefühl des Verlassenseins nach Möglichkeit mildert.

Den schönsten Lohn für die uneigennützigste Arbeit finden die Mitwirkenden in den zahllosen Dankesbriefchen in deutscher, französischer und italienischer Sprache. Einige sind mit Bleistift gekritzelt, andere sorgfältig geschrieben; bei vielen merkt man, daß ihre Verfasser nicht gewohnt sind, mit der Feder umzugehen, während bei andern die geläufige Handschrift den gewandten Korrespondenten verrät. Ein Motiv kehrt sehr oft wieder: „Ich habe keine Mutter mehr.“ Diese Bemerkung ergreift den Leser wie eine schmerzliche Klage. Andere schreiben, sie hätten keine Familie. Aus allen Briefen spricht eine tiefe Dankbarkeit, nicht die gewöhnlichen Dankesäußerungen lesen wir, sondern die herzliche Befriedigung darüber, die so nötige Hilfe gefunden zu haben. „Niemand hatten wir geglaubt, in der Heimat eine große Familie zu finden, die sich um unser Los kümmert, und dieses Zusammenhalten rührt uns sehr,“ so heißt es etwa.

Leider ist das Ende des großen Völkerringens nicht abzusehen; bis dahin, bis die letzte Wache von unserer Grenze zurückgezogen sein wird, werden auch die Kriegswäschereien ihre Pflicht tun im Dienste der Nächstenliebe und des Vaterlandes!

Bern, im Dezember 1915.

Otto Seierle.